



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

grund des Simplizissimus bilden. Handgreiflich ist die Erinnerung daran in dem weitverbreiteten Kindergebete:<sup>1)</sup>

Bet, Büable, bet,  
Morge kommt der Schwed,  
Morge kommt der Dchsearna,  
Wird mei Büable bete learna.  
Bet, Büable, bet.

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Was du ererbt von deinen Vätern hast . . . Ja, ich möchte auch ein Scherflein beisteuern zu Goethes hundertfünfzigstem Geburtstage; hier ist es. Es besteht nur in einem bescheidenen Vorschlage: Wollen wir uns nicht eine falsche Betonung wieder abgewöhnen, die uns so geläufig ist, daß sie keinem Menschen mehr auffällt? Eben deshalb, so könnte man einwenden, mögen wir sie ruhig beibehalten. Gewiß, es geht auch so. Aber da wir doch eine ausgebildete Goethephilologie haben, die jeden Buchstaben und jedes Komma auf seine Berechtigung untersucht, so wird es wohl auch erlaubt sein müssen, auf einen falschen Ton aufmerksam zu machen, der uns zur Gewohnheit geworden ist. Lebendig wird uns des Dichters Wort ja doch nur, wenn es uns ins Ohr klingt. Aber wo immer sein Lebenswerk, der Faust, lebendig gemacht, das heißt vorgetragen oder dargestellt wird, da wird an einer Stelle des Dichters Meinung ins Gegenteil verkehrt, ohne daß es jemand auffiele. Ist das auch gerade kein nationales Unglück, so ist es doch immerhin ein bemerkenswertes Kuriosum.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,  
Erwirb es, um es zu besitzen.

Welcher Gebildete hätte nicht über dieses Thema einst goldne Worte moralischer Lebensweisheit geschrieben, die uns ja nie im Leben wieder so reichlich quillt, wie auf den Schulbänken der Prima. Daran mußte ich denken, als ich kürzlich „Der Väter Erbe“ von Richard Voß las, wo ein alter Bauer das Zitat zu hören bekommt und es beifällig also kommentiert: „Das will sagen: was einer vom Vater übernommen und bekommen hat, soll er sich durch eigne Thätigkeit erst verdienen. Erst dann gehört's ihm wirklich und ganz, und erst dann kann er seines Erbes von Herzen froh werden.“ Ungefähr in dem Sinne haben wir das Thema denn auch behandelt; wenigstens, wenn wir's wesentlich anders machten, wird der Lehrer des Deutschen ungenügend unter unsern Aufsatz geschrieben haben. Darüber kann ja auch kein Zweifel sein, daß die Moral, wie sie der alte Bauer entwickelt, schätzenswert und für den ordnungsliebenden Staatsbürger durchaus zu empfehlen ist. Traglich will mirs scheinen, ob Faust, der gestürzte Titan, in dem eben der Selbstmordgedanke reift, gerade in der geeigneten Verfassung ist, moralische Grundsätze für ordnungsliebende Staatsbürger zu entwickeln. Man sehe sich, bitte, darauffhin

<sup>1)</sup> Meier Nr. 54. Simrock Nr. 114. Wegener 724. Rehrein S. 86, 33.  
Grenzboten III 1899

noch einmal den Zusammenhang an, worin unser Zweizeiler vorkommt. „Weit besser hätte ich doch mein Weniges verpraßt, als, mit dem Wenigen belastet, hier zu schwitzen,“ ist der vorhergehende Gedanke, und der nachfolgende lautet: „Was man nicht nützt, ist eine schwere Last.“ Und zwischen diesen beiden Ausbrüchen titanenhafter Unzufriedenheit sollte der abgeklärte Weisheitspruch Platz haben, man müsse sich das Vätererbe erst verdienen, ehe man es erfolgreich verwalten könne? Ich kann mir nicht helfen, mir wills nicht in den Kopf. Faust, der eben zu der Erkenntnis gediehen ist, er habe mit seinem ganzen Lebenswerke Schiffbruch gelitten, der soll mitten in seinen himmeltürmenden Selbstanlagen plötzlich den höchst vernünftigen Grundsatz empfehlen, nur durch geduldige Arbeit könne der Mensch fähig werden, die Arbeit seiner Väter würdig fortzusetzen? Am Rande der Selbstvernichtung angelangt, pflegt der Mensch wohl im allgemeinen nicht mehr allzu vernünftig zu sein. Ist doch Faust in seiner Verzweiflung schon soweit gekommen, daß er nur noch den Augenblicksgenuß gelten lassen will. Oder was soll die folgende Zeile: „Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen,“ sonst wohl für einen Sinn haben?

Sollte es also Faust nicht mehr um das „Besitzen,“ um die Vorbedingung zu jedem Genuß, zu thun gewesen sein, als um das „Erwerben“? Sollte nicht das „erwirb“ nur eine wiederholende Umschreibung des „erbt hast“ sein? Sollte nicht das „um zu,“ statt des allgemein angenommenen Konditionalsatzes, vielmehr einen Finalsatz einleiten? Mit einem Worte, sollte nicht Faust, Goethes Faust, betont haben:

Erwirb es, um es zu besitzen?

Will sagen, mit der Absicht, irgendwelchen, sei es auch den unsinnigsten, Gebrauch davon zu machen? Denn sonst ist ja gerade, als besäße man überhaupt nicht. In der That, wie hat man nur auf den Unsinn verfallen können, ein Mensch, der eben dabei ist, sein gesamtes Vätererbe nach einem spezifizierten Inventarium einzeln zu versuchen und für Staub und Trüdel zu erklären, sollte in demselben Atem an sich die pathetische Mahnung richten: Verdiane dir erst dein Erbe, wenn anders du wirklich besitzen willst? Nun, es ist die alte Geschichte: Dichterworte, die in den Volksmund übergehn, werden umgeprägt, meist nur in der Form; aber warum nicht auch gelegentlich im Inhalt? Faust stellt, aus seiner augenblicklichen Gemütsverfassung heraus, einen ganz persönlichen Grundsatz des Handelns auf: Ererbtes Gut sollte man lieber verpraßen, als es ungenützt liegen zu lassen. Die grammatische Form, deren er sich bedient, greift das Volk auf, um darin eine Thatfache allgemeinsten Erfahrung auszudrücken: Ererbtes Gut bringt nur in dessen Hand Nutzen, der redlich zu arbeiten gelernt hat. Und es giebt auch so einen guten Klang. Nur wer das papierne Wort in seinem Zusammenhange zu beleben hat, macht sich eines gedankenlosen Unsinn schuldig, wenn er wie üblich betont: Erwirb es, um es zu besitzen.

Eine moderne Wallfahrt. Fein und lieblich ist es, auf klassischem Boden zu wandeln! Als ich kürzlich mit einer Freundin meine Schritte nach Weimar lenkte, da klopfte mein Herz.

Fahren Sie zur Bibliothek? fragte ich den Lenker des Straßenbahnwagens, der vor dem Bahnhof stand.

Wohin sollte ich fahren?

Der Mann sah mich so erstaunt an, daß ich verwirrt wurde. Und wenn ich verwirrt werde, dann werde ich redselig.

Zur großherzoglichen Bibliothek! erwiderte ich. Sie ist von Goethe aus einem Luftschloßchen erbaut worden, von ihm eingerichtet und jetzt Gemeingut der deutschen Nation.

Der Führer riß an seiner Klingel.

Ich fahre nach dem Markt. Dort müssen Sie schon weiter fragen. Die Bibliothek kenne ich nicht!

Aber jetzt bestieg ein edler Mann den Wagen, der, obgleich er ein Weimaraner war, doch einmal etwas von der Bibliothek gehört hatte und uns gütig den Weg wies.

Wir kamen also hin, und die Bibliothek gefiel uns über alle Maßen. Wenn sie mir gehörte, würde ich sie äußerlich anstreichen und inwendig lehren lassen; aber das ist nur ein frivolster Gedanke, den kein Mensch zu verfolgen braucht. Daß man alle Schätze zu sehen bekommt, die hier aufgespeichert sind, glaube ich nicht. Aber man bezahlt fürs Besehen auch nur fünfzig Pfennige die Person, und der Bibliothekdiener, der uns herumführt, ist ein freundlicher Mann. Daß wir keine Platinotypien vom Trippelschen Goethe und nur ein Duzend Ansichtskarten von ihm kaufen, enttäuscht ihn ein wenig, aber er ist ein Mann von guten Formen, der sich zusammennehmen kann. Und er liebt seine Bibliothek, ihre Bücher, ihre Schätze und Raritäten. Man merkt's ihm an, und man kann's ihm nachfühlen.

Nun geht's weiter zum Goethehaus.

Meine Freundin und ich sind in gehobner Stimmung. Wir sind wirklich in der Vergangenheit gewesen und auf den Wegen gegangen, die in eine glückliche Zeit zurückführen.

Gerade als wir ins Goethehaus eintreten wollten, öffnete sich die Hausthür von innen, und zwei halbwüchsige Mädchen schlüpfen heraus. Eine verdrießliche Stimme schallt hinter ihnen her:

Heute kostets nicht dreißig Pfennige, heute kostets ein Mark! Geht nur wieder weg!

Ja, das Eintrittsgeld beträgt heute eine Mark für die Person, und sogar noch zehn Pfennige mehr, weil wir jede einen Schirm haben. Wir bezahlen das Verlangte mit Freuden und würden noch mehr geben, denn wir wissen schon, daß man in Weimar die klassische Luft nicht umsonst einatmet, und wir sind bereit, sie zu bezahlen.

Aber das Goethehaus zu besichtigen, hat seine Schwierigkeiten. Schon aus dem Grunde, daß man fortwährend aus seiner weisevollen Stimmung von Männern aufgeschreckt wird, die aus irgend einem Winkel auftauchen und einen plötzlich anreden, wenn man es nicht erwartet. Sie tragen goldgeränderte Mützen, und eine gewisse Feierlichkeit ist über sie ausgebreitet, die bedrückend wirkt.

Zuerst kümmerten sie sich nicht um uns, und das war sehr angenehm. Da konnte man in aller Ruhe nachlesen, was Meyer über das Goethehaus sagt, und sich an der Hand des gedruckten Führers über alles unterrichten, was zu sehen ist. Aber die Freude dauerte nicht lange.

Einer der Männer kommt auf mich zu und sieht mich mit schwimmenden Augen an.

Sie müssen das Junozimmer besehen, sagt er heiser. Da steht auch das Klavier, auf dem Mendelssohn gespielt hat.

Da war ich schon, entgegne ich, indem ich ihm meinen Meyer entgegenhalte.

Er sinkt auf einen Stuhl und wischt sich die Augen. Es war nämlich warm an dem Tage, und der gute Mann schien sehr durstig gewesen zu sein.

Wir gehn weiter. Ein neuer Diener nähert sich uns und schickt sich eben zu

einer Ansprache an, aber da erscheint zum Glück eine Amerikanerin und verlangt Goethes „Weib“ zu sehen. Da erschrickt er und murmelt mit zitternden Lippen etwas von Goethe seiner Frau Gemahlin.

Unbehelligt können wir in das kleine Gartenzimmer gehn, von dem man auf einen Altan und von dort in den verschwiegnen, altmodischen Garten gelangt. Das heißt, wenn keine Stricke vor den Altan gezogen sind. Heute sind Stricke gezogen. Wir sind auch nicht allein in dem Zimmerchen. Ein weiterer Diener erscheint, dem einige Damen folgen, denen er etwas mit verschlafner Stimme erzählt.

Hier haben Goethe und Schiller und Karl August oft zusammen gegessen und sich mit einander unterhalten.

Die verschlafne Stimme paßt eigentümlich zu dem kleinen dämmerigen Raum, zu den Sonnenstrahlen, die von draußen her herein huschen, zu dem Rauschen der alten Bäume im Garten. Man fühlt deutlich, daß der alte Diener schon einmal im Grabe gelegen hat und nur aus Versehen wieder auferstanden ist.

Eine der Damen gähnt ein bißchen.

Können Sie mir nicht sagen, an welcher Krankheit der kürzlich verstorbne Erbgroßherzog gelitten hat? fragt sie.

Der Diener richtet sich unwillkürlich straffer auf.

Seine Königliche Hoheit starb auf einer Insel hinter Paris! giebt er zur Antwort. Hinter Paris! wiederholt er noch einmal und macht dabei eine Handbewegung, als ob Paris gleich hinter Goethes Garten läge. Die andern Herrschaften sprechen weiter von Paris und von dem verstorbnen Erbgroßherzog und von allerhand Hofgeschichten. Von Goethe, Schiller und Karl August spricht niemand mehr.

Dann sehen wir noch Goethes Arbeits- und Sterbezimmer, und wieder ein anderer Diener hält dabei eine schöne Rede. Ohne die Rede wären die schlichten Räume rührender, aber die Bedürfnisse der Besucher sind ja verschieden.

Eins haben wir versäumt. Wir haben Goethes Staatskarosse nicht gesehen. Sie steht in der Wagenremise, und wenn man noch eine Mark gezahlt hätte, dann wäre auch sie uns gezeigt worden. So wenigstens erzählen mir Bekannte, die das Goethehaus besuchen haben, als dort gerade reine gemacht wurde. Sie bezahlten etwas mehr Eintrittsgeld, wurden durch keine Diener gestört und durften den Wagen sehen. Man muß nur wissen, wies gemacht werden kann. Ein andermal komme ich auch am Scheuertage.

In der Fürstengruft sind wir natürlich auch gewesen. Goethe und Schiller sind auf die Seite gerückt, und Karl Augusts Sarg steht neben dem seiner Frau Gemahlin. So lernt mans nicht in der Litteraturgeschichte; aber die irrt sich manchmal.

Als wir zum alten Kirchhof gingen, verfehlten wir den Weg, und ein halbwüchziger Junge zeigte uns den richtigen. Er hatte ausgefranste Hosen und ein schmutziges Gesicht. Deshalb erlaubte ich mir, ihm zum Dank für seine Mühe einen Groschen anzubieten. Aber er schüttelte den Kopf. So etwas thue ich umsonst! sagte er.

Dieser junge stolze Weimaraner hat mir gut gefallen. Aus dem wird gewiß noch einmal etwas Tüchtiges, und wenn die kommende Generation den zweihundertjährigen Geburtstag Goethes feiert, dann wandelt es sich vielleicht noch besser auf klassischem Boden.

